

Masken, poetisch betrachtet

Herbert Meier

Wer Margaretha Dubachs Musée bizarre besucht, den erschrecken aus allen dunkeln Winkeln Masken. Es sind einmalige Wesen, sie entspringen einer unerschöpflichen surrealen Imagination. Da sind die Totenmasken, die vor Jahren im Theater auftraten: Tanzmasken, mit schwarzen Tüchern umfangen, stumme «Gschücher», wie ich sie in der Fasnachtssprache meiner Kindheit nennen würde. Sie stecken auf Besenstielen und lassen sich von unsichtbaren Spielern zu Musik bewegen, sodass sie zu schlenkern, zu springen, zu wachsen und zu verkrüppeln scheinen, wie es die Szene gerade will. Die Totenmasken der Margaretha Dubach sind für immer neue Totentänze geschaffen, ein Fundus für ungewöhnliche Pantomimen.

Zum andern sind da individuelle Masken als stille Präsenzen. Man könnte sie als Objektkunst bezeichnen, aber der Begriff reicht ihnen nicht das Wasser. Sie bestehen aus vorgefundenen Gegenständen («objets trouvés») und sind doch nicht mit einem «Readymade» im Sinne Duchamps gleichzusetzen. Denn sie stellen verlarvte Gesichter dar. Ihre «Materialien» kommen aus Fundgruben, ausgeräumten Häusern, Abfallhaufen, Brockenhäusern, Flohmärkten: lauter Entsorgtes, Ausgedientes, abgestorbener Alltag von einst. Gegenstände, die von sich zu sagen scheinen: «Ich war einmal», leben plötzlich, ihrem Zweck entfremdet, als Auge, Nase, Mund, Zähne, Zunge in einem fantastischen Gesicht wieder auf, von dessen dämonischer Magie sie keine Ahnung haben.

Da ist zum Beispiel der *Feuerdämon*. Der Maskengrund ist ein hölzerner Deckel, der zähnefletschende Mund ein halbiertes Heurechen, die Augen rote Eisenringe, gefüllt mit weissem Ton: das Ganze mit roten und weissen Flecken bemalt.

Andere Masken sind namenlos. Der eiserne Beschlag einer Tür wird zum gewirbelten Schnurrbart eines Husaren, die Haut seiner Fratze stammt vom Leder einer Soldatengamasche, die Augen sind bemalte Tonringe. Oder eine marokkanische Ledertasche wird zur Gesichtsmaske umgestaltet, ihre Fransen werden zu Haaren, ein Stück ledernes Seil zur Nase, die aufragenden Laschen zu Ohren.

Gegenstände als Zeugen einer verschwundenen Alltagsrealität werden zu Motiven einer zügellos einfallbesessenen Metamorphik: Abgetragene Taschen, alte Körbe, Drilch, Jute, Leder, Stoffe benutzt die Künstlerin als Maskengrund, desgleichen Deckel alter Ölfässer und ausgedienter Klos, Siebe, Blasebälge und anderes mehr. Holzkugeln, Muscheln, Eisenringe, Backformen, etwa für Madeleines, Steine, Nüsse dienen als Augen. Ein Holzhammer, eine Zange, eine Winde, ein Trichter, ein Knochen wird zur Nase, eine Wäscheklammer zum Mund.

Was aber strahlt Margaretha Dubachs Maskenkunst aus? Etwas Befreiendes. Das Brockenhaus der Welt wird zum heiteren Material für neue Gestalten. Die zwecklos

gewordenen Realitäten gewinnen auf einmal etwas dämonisch Fröhliches, unbekümmert Wildes, ohne museal ethnologischen oder gar folkloristischen Anstrich. Vielmehr erscheinen hier individuelle Darsteller in einem durch freie Objektkunst geschaffenen Pandämonium.

Die dem Betrachter zugeborene Fantasie wird geweckt. Im spontanen Anblick der Kunstobjekte erlebt er, wie einem kindhaften Erschrecken ein befreites Aufatmen folgt, der ersten Verwunderung oft ein lautes Lachen – «dass es so etwas gibt». Das aber ist zu guter Letzt das Beglückende an dieser Kunst: Sie schafft aus den Bruchstücken der vorgefundenen Materialien stets ein Ganzes, nun eben ein surreales Gesicht, das unsere Fantasie immer von Neuem stimuliert. ■